

Madeleine von Mohl

Wo die Kreativen brüten

Vor zwei Jahren gründete die junge Frau mit einigen Mitstreitern in Berlin das Betahaus. In dieser „Coworking Area“ treffen sich Freiberufler, um der Einsamkeit zu entfliehen und zusammen ihr Ding zu machen. VON MICHAEL BAHNERTH

Der letzte Schrei der Arbeitswelt ist eine alte Fabrikhalle. Der Boden hat eine Tragfähigkeit von 1.000 Kilogramm je Quadratmeter, die Wände sind weiß, Neonröhren geben Licht, von der Decke hängen aufgereiht Kabel mit Mehrfachsteckdosen herunter. Es sind die Tankstellen dieser Welt zwischen Gegenwart und Zukunft, und sie reichen bis zu den schwarzen, etwas wackeligen Tischen, die auf einem grau gestrichenen Betonboden stehen. Die Bürostühle haben Rollen, Armlehnen, einen braunen Überzug, und die Sitzfläche des einen oder anderen wirkt etwas abgeschossen. Nicht zu sehen sind die radioelektrischen Wellen des WLAN, ohne die hier im Betahaus in Berlin gar nichts ginge. Das Betahaus ist das kreative Arbeitsmodell der gegenwärtigen Moderne, ein sogenannter „Coworking Space“, wo sich Freiberufler für einen Tag, eine Woche oder einen Monat einen Arbeitsplatz mieten, also Tisch, Stuhl, Strom und Strahlung, alles inklusive, sogar der Drucker läuft auf „Fairshare-Basis“. Zwölf Euro kostet die Tagesmiete von 9 bis 18 Uhr, und morgens und mittags kommt einer aus dem Café im Erdgeschoss hoch in den dritten Stock und fragt, ob man Kaffee möchte. Man sieht nicht in die Gehirne jener, die hier arbeiten, und die im Schnitt 20 bis 35 Jahre alten Köpfe verraten nicht, ob es sich um kleine Genies, großartige Träumer oder sympathische Verlierer handelt. Es ist eine junge Welt für junge Leute in der Prinzessinnenstraße in Berlin-Kreuzberg, der Älteste ist Baujahr 1961 und fällt sofort auf. Die „Generation Kopfarbeit“ oder die „digitale Boheme“, wie sie einige nennen, hat sich hier einen Platz zum Verweilen gesucht. Sie tragen Jeans, Turnschuhe und T-Shirts und stets eine große Tasche, in der als unverzichtbare Grundausstattung ein MP3-Player, ein iPhone und ein Laptop stecken. Letzterer enthält einen Großteil der festhaltbaren Existenz auf der Harddisk, der privaten und der beruflichen, wobei diesbezüglich nicht mehr so genau unterschieden wird. Das Phänomen heißt Entgrenzung, umschreibt den gerade stattfindenden Wandel auf dem Acker der Erwerbstätigkeit, also den Wegfall der einst klaren Grenzen zwischen Arbeits- und Pri-



vatleben. Tagsüber Maloche von Nine to five, dann den Schalter umlegen, das Hirn ausschalten und auf Bier und Fernsehen umsteigen: Das geht immer weniger. „Ich bin meine Arbeit, und meine Arbeit bin ich, und beides ist cool“, ist die Maxime der kreativen Arbeitswelt, die nicht nur aus Lust, sondern auch aus der Not geboren worden ist. Nur noch knapp zwei Drittel aller Erwerbstätigen in Deutschland besitzen einen Normaljob, der sozialversicherungspflichtig und unbefristet ist, während die Gruppe der Solo-Selbstständigen in den vergangenen zehn Jahren um 27 Prozent gewachsen ist.

Vom Tatendrang zum Selbstmitleid

Für viele Freiberufler ist die Idee der „Coworking Area“ ein bisschen wie ein rettendes Boot. Der Freiberufler per se ist häufig ein der wirklichen Welt entfremdetes Wesen. Zumindest ist die Gefahr groß, dass er das wird. Anfangs steht er morgens noch voller Tatendrang auf, findet es herrlich, dass er zu Hause arbeiten kann, dass er frei ist und sein eigener Chef, mal



„Die Idee war: Man müsste ein Büro haben, das mit den Aufgaben wächst oder schrumpft.“

MADELEINE VON MOHL, BETAHAUS, BERLIN

Geschichte studiert, sich politisch engagiert und zusammen mit fünf Mitstreitern vor zwei Jahren das Betahaus gegründet. Den Blues der Freischaffenden kennt sie: „Manchmal kommen Programmierer zu uns, und da hast du den Eindruck, die haben eine Woche mit niemandem gesprochen. Die blühen hier richtig auf.“ Das Angenehme am Betahaus ist, dass man sprechen kann, aber nicht muss. Dass man hingehen kann, aber nicht muss. Dass man Anschluss finden kann, wenn man möchte, aber auch sein Lonely-Wolf-Ding weiter durchziehen und einfach nur gucken und sich anstecken lassen kann von einer Atmosphäre der Arbeit. Es wird programmiert, entworfen, Kunst gemacht, getextet, eine junge Frau verkauft selbst kreiertes Parfüm übers Internet, drei ehemalige Unternehmensberater vertreiben von hier aus äthiopischen Kaffee. Alles in einer ungezwungenen Atmosphäre, die vielleicht daher rührt, dass es noch mehr um Ideen geht als um Geld.

Zwischen Kaffeehaus und Campus

150 Plätze insgesamt gibt es, verteilt auf 1.000 Quadratmeter und drei Räume. Manche Tische haben rote Punkte, die sind den Dauermietern vorbehalten, die einen „Fixdesk“ für 229 Euro gemietet haben. „Ein Drittel sind Fix-Mieter, zwei Drittel Flex-Mieter“, sagt von Mohl. Aber meistens sitzen 50 bis 70 Leute locker verteilt vor ihren Computern – 150 hätten Platz –, und die Atmosphäre ist tatsächlich in etwa so, wie es den Betreibern vorschwebt; eine Mischung aus Wiener Kaffeehaus, Bibliothek, WLAN-Café und Campus für „kreative Wissensarbeiter“. Eine, wie im Infomaterial auch steht, „Inkubationsplattform für Netzwerk, Innovation und Produktion“. Inkubation stammt aus dem Lateinischen, incubare, und das heißt soviel wie „ausbrüten“ und bedeutet im übertragenen Sinn soviel wie das „unbewusste Ausbrüten von Ideen in einer Entspannungsphase nach intensiver Denkphase“. Das klingt nach einem Jacuzzi-Bad fürs Hirn, auch wenn diese Deutung aus dem Bereich der Psychologie kommt und von Freud ins Leben gerufen wurde, die psychische Inkubation, die den Umstand beschreibt, dass manche Symptome, die auf ein Trauma zurückgehen, nicht unmittelbar nach dem traumatischen Erlebnis auftreten müssen. Womit man, irgendwie, wieder beim Sprechbedürfnis von Freischaffenden wäre. Das Betahaus hieß noch „Betalab“, als es im Dezember 2008 gegründet wurde. Madeleine von Mohl und die anderen fünf Gesellschafter arbeiteten damals projektbezogen für die „Politikfabrik“, eine „studentische Agentur für politische Kommunikation“, die mal viel zu tun hatte, dann wieder weniger. ☺

eben einen Espresso trinken gehen kann, oder Einkaufen, oder Joggen, oder mal bei Eurosport reinschauen, weil er ja abends die Zeit wieder reinholen kann. Erfahrungsgemäß geht das ein Jahr gut. Dann zeigen sich die Abnutzungerscheinungen. Er steht zwar morgens noch auf, aber spät, setzt sich im Morgenmantel oder der Unterhose an den Computer, erledigt ein paar E-Mails, fühlt sich aber unendlich einsam, weil da keiner ist, mit dem er sprechen kann, und diese Einsamkeit kostet Kraft, die wiederum seiner Arbeit fehlt. Es läuft nicht, und weil es nicht läuft, sagt er sich, kann ich ja gleich mal den Abwasch machen oder die Wand streichen. Diese Phase dauert in der Regel ein halbes Jahr. Danach ist er im Grunde erledigt und ein schlecht gelauntes, selbstmitleidiges Wesen, das die Welt um sich herum als feindlich empfindet. Madeleine von Mohl ist das Gegenteil. Adrett sieht sie aus, eine walnussbraune Ray-Ban-Wayfarer im blonden Haar, schwarzes Sommerkleid mit pinkfarbigem Gurt, flache, schwarze Schuhe, lackierte Finger- und Zehennägel, kratzt altersmäßig an der Dreißiger-Grenze. Hat Germanistik und

„Aus dieser Zeit stammt die Idee, dass man ein Büro haben müsste, das mit den Aufgaben wächst oder eben schrumpft“, erklärt von Mohl. Hinzu kam, dass häufig Leute in der Politikfabrik vorbeikamen und fragten, ob man hier nicht einen Arbeitsplatz mieten könnte. Das war der Startschuss: Die sechs suchten sich Arbeitsfläche, gründeten eine GmbH und hatten Glück, dass gleich zehn Mieter zur Stelle waren, die auch noch das Büromobiliar mitbrachten. Im März 2009 gab es eine Eröffnungsfeier, zu der rund 1.000 Leute kamen und nach der „wir anderthalb Wochen mit Putzen beschäftigt waren“. Im vorigen Herbst wurde die Gewinnzone erreicht.

Die Idee ist sehr simpel, also vermeintlich leicht zu kopieren, der Aufwand reduziert sich auf das Mieten von Fläche, die Anschaffung von Tischen, Stühlen, WLAN, Druckern und Toilettenpapier. Eine „Coworking Area“ ist aber nicht nur ein Arbeitsplatzmodell, das in der Gegenwart als die Zukunft beschrieben wird. Es ist auch mehr als ein Raum, in dem sich junge Leute aus dem Dunstkreis des im weitesten Sinne Kreativen treffen, ihr Ding durchziehen, hin und wieder einen synergiehaltigen Schwatz halten, sich vernetzen und sich ab und an mal einen Auftrag zuschanzen, wenn etwa ein Grafiker einen Texter sucht oder umgekehrt. Das Betahaus und mit ihm andere Coworking Spaces, die gerade überall in den Metropolen und inzwischen auch den Metropölkchen der Republik aus dem Boden schießen, sind im besten Fall kreative Kraftzentren, in denen gut ausgebildete, junge Arbeitskräfte versuchen, ihre Ideen zu entwickeln, um sie schließlich irgendwo Gewinn bringend zu verkaufen.

Das Zauberwort „Start-up“

Die vier Jungs und Mädels, deren Firma „Apparatschik“ heißt, sind solche, zwischen 25 und 30 Jahre alt, sie haben eine Applikation für das iPhone geschrieben, die eine exakte Warenbewirtschaftung erlaubt. Die Münchner Edeldisko PI hat schon angebissen. Es funktioniert ungefähr so, dass die Kellner ihre Order in ein iPhone eingeben, das Eingegabene an der Bar rauskommt und die Bestellung verarbeitet wird. Dort wiederum wird auch gleich eingegeben, dass der Whisky langsam knapp wird, weil schon wieder eine Flasche leer gesoffen wurde. Diese Information wiederum gelangt ins Lager, wo einmal eine Flasche zur Bar befördert und gleichzeitig eine beim Lieferanten bestellt wird. Der Vorteil dieses Systems ist, dass es im Vergleich zu bestehenden Kassensystemen viel billiger ist, einfacher in der Handhabung und kleiner. Das, so sagen sie an einem Donnerstagmorgen beim inzwischen institutionalisierten „Beta Breakfast“, an dem zwischen Brötchen und Kaffee Projekte vorgestellt werden können, sei aber nur eine von vielen Möglichkeiten.

Es ist schwer zu sagen, wie viele Betahäusler gerade an ihrem Start-up werkeln. Es müssen viele sein. „Wahrscheinlich werden wir hier noch das vierte oder fünfte Stockwerk dazumieten und eine Start-up-Etage ins Leben rufen.“ Von Mohl erzählt von Start-up-Agenten, die sich physisch oder virtuell ins Betahaus einloggen, um die Gewinn versprechenden Ideen

Irgendwo zwischen Kaffeehaus, Bibliothek und WLAN-Café liegt die Stimmung im Berliner Betahaus.



gleich an der Quelle abzuschöpfen. „Start-up“ ist hier wie ein Zauberwort. Alle startuppen, und es scheint fast so, dass gar nicht wirklich lebt, wer nicht startuppert. Manche Start-ups kommen mit Sonnenaufgang und manche verschwinden auch schon wieder bei Sonnenuntergang, aber ein paar bleiben. Es ist nicht immer die ganz große Geschichte, muss es auch nicht. Einige träumen auch nur von Festanstellung, Urlaubsgeld und Sozialversicherung, andere, die älteren Semester, die alles schon mal hatten, versuchen hier, ein selbstbestimmtes Arbeitsleben zu führen, das ein wenig mehr Sinn und Freude macht als das Dasein in einem multinationalen Unternehmen.

Dann ist da noch Axel, er ist zu Besuch, kommt aus Hamburg, entwirft Webseiten und verkauft gleichzeitig darauf Werbeflächen. Er lebt davon und findet es „ganz okay“. Im Moment beobachtet er mehr und hadert ein wenig mit seinem Alter. „Ich bin schon 30“, sagt er, „und jetzt kommen ja die neuen 20-Jährigen auf den Markt, und da will ich mal sehen, was die so draufhaben.“ Schon 30? Und was macht man so, wenn man schon 30 ist? „Tja, da muss man sich eben hin und wieder recyclen.“

Von Mohls Handy klingelt, sie muss ran. Es läuft gerade viel, der Organismus Betahaus produziert gerade europaweit neue Zellen. In Hamburg, in Lissabon und Zürich sind „Beta Labs“ geplant oder laufen schon, es sind die Vorstufen zu Betahäusern. Das Gespräch ist zu Ende. Man setzt sich an einen Tisch, steckt sein Laptop an den Strom, hinten telefoniert einer voice-over-ip-mäßig mit Norwegen, das nervt ein wenig – das könnte er auch zu Hause machen, denkt man. Alle gucken meistens in Bildschirme, lassen hin und wieder den Blick über die anderen schweifen. Gehen auf den Flur, rauchen, essen Äpfel, treffen sich am Drucker oder der kleinen Küche und schlurfen dann zurück zu ihrem Pult. Zusammen machen sie jeder für sich ihr Ding.

Weitere Information: www.betahaus.de

DIE PERFEKTE TAKTIK FÜR ALLE AUFGABEN.



CITROËN BERLINGO.
Flotten-Award 2010
in der Kategorie
Kompaktlieferwagen (Import),
Autoflotte 5/2010

CITROËN BERLINGO SERVICE

- › 2 Außenlängen
- › Extenso®-Fahrerkabine (optional)
- › Werkstattausrüstung zur Ladungssicherung und -aufbewahrung

Sortimo

CITROËN empfiehlt TOTAL

DER CITROËN BERLINGO SERVICE MIT SORTIMO®-LADUNGSSICHERUNG.

Dank der Partnerschaft mit Sortimo® verfügt der CITROËN BERLINGO SERVICE jetzt schon ab Werk über eine Fahrzeugeinrichtung, die dem weltweit höchsten Sicherheitsstandard entspricht. Und so ganz sicher für Ordnung sorgt. Ebenfalls ordentlich: der hohe Federungskomfort und die optionale Extenso®-Fahrerkabine mit drei zugelassenen Sitzplätzen und einer einzigartigen Durchlademöglichkeit von bis zu drei Metern.

CRÉATIVE TECHNOLOGIE

